
Voneinander lernen

Erfahrungen aus Auslandseinsätzen sollten durch mehr Austausch zwischen Militär, Polizei und Zivilkräften genutzt werden. Ganz wichtig ist dabei auch eine bessere Einbindung des lokalen Personals.

Von Nadine Düe

Es gibt da so eine Geschichte von einem Soziologen, der über Lokführer forschete. Am Ende seiner Forschung schmiss er das wissenschaftliche Handtuch und wurde selbst Lokführer. Dieses Beispiel einer teilnehmenden Beobachtung, die in der absoluten Selbstidentifikation mit dem Forschungsobjekt mündet, habe ich im Kopf, als ich im Flecktarn der Bundeswehr in einer deutschen Kaserne stehe. Es ist 7 Uhr, ich trete mit 50 Soldatinnen und Soldaten an, damit wir gemeinsam in den Lehrsaal „einrücken“. Die Kopfbedeckung sitzt, das Gepäck ist geschultert und der Blick ist nach vorne gerichtet. Mein Name wird aufgerufen. „Hier“, rufe ich etwas verhalten. Trotz Uniform falle ich auf wie ein bunter Hund. Ich trage keinen Dienstgrad, und auch sonst sieht man mir an, dass ich keine Soldatin bin.

Ich bin mittendrin in der ELUSA, der einsatzlandunspezifischen Ausbildung für Soldatinnen und Soldaten, die auf Auslandseinsätze vorbereitet werden sollen. Was mich hierhin gebracht hat? Ich möchte erfahren, wie sie auf die Zusammenarbeit mit Ortskräften vorbereitet werden.

Die Bundeswehr ist weltweit in zwölf Einsätzen aktiv. Sobald sich die deutschen Soldatinnen und Soldaten auf fremdem Terrain bewegen, sind sie auf Ortskräfte angewiesen, die zum Beispiel als Übersetzer nicht nur sprachliche, sondern auch kulturelle Brücken schlagen. Die Erfahrungen, die die Bundeswehr in Afghanistan gesammelt hat, waren strapaziös, auch was die

Zusammenarbeit mit Ortskräften angeht. Gleiches berichten die Ortskräfte. Spätestens seit 2013, als die Bundeswehr einen Großteil ihrer Truppen aus Afghanistan abzog und die Taliban wieder an Schlagkraft gewannen, wurde das Thema einer breiten deutschen Öffentlichkeit bekannt. Die Ortskräfte, die jahrelang für Deutschland übersetzten, Feldlager bewachten oder lokale Medien auswerteten, wurden als Verräter verunglimpft und mussten Racheakte fürchten. Nun wird man auch in Zukunft auf dieses Netzwerk aus Helfern angewiesen sein. Was haben Bundeswehr, Bundespolizei und Auswärtiges Amt daraus gelernt? Wie bereiten diese Institutionen ihre Entsandten auf die Zusammenarbeit vor? Besteht die Vorbereitung den Stresstest im Ausland? Und was, wenn nicht?

Mit diesen Fragen im Gepäck zog ich los. Im Einsatzführungskommando der Bundeswehr rollte ich das Feld von hinten auf und beschäftigte mich zunächst damit, wie mit bedrohten Ortskräften umgegangen wird. Wer an der Seite deutscher Soldatinnen und Soldaten gearbeitet und sich denselben Strapazen ausgesetzt hat, soll nicht um sein Leben fürchten müssen, sondern möglichst unkompliziert nach Deutschland kommen dürfen. Das Ortskräfteverfahren ist nur einer von vielen Vorgängen, hier laufen alle Fäden aus den Einsätzen zusammen. Ich beschäftige mich also mit allen Themen, die im Auslandseinsatz relevant sind – von der medizinischen Versorgung bis zur Pressearbeit.

Dieses Bild vom großen Ganzen soll ich auch wenig später am Vereinte Nationen Ausbildungszentrum Bundeswehr (VNAusbZBw) bekommen, wo die ELUSA stattfindet. Von der sogenannten Verwundetenversorgung bis hin zum Aufspüren von vergrabenen Sprengsätzen werden die Soldatinnen und Soldaten für ihren Dienst im Ausland fit gemacht. Die Interaktion mit Ortskräften spielt hier nur eine untergeordnete Rolle. Frage ich die Ausbilder, ob es nicht sinnvoll wäre, eine Fußpatrouille mal mit einer unbewaffneten, militärisch nicht versierten Person zu trainieren, die zudem nicht Deutsch spricht, ist die Antwort klar: So eine Person im Schlepptau zu haben, stellt die Soldaten vor eine zusätzliche Herausforderung, besonders im Gefecht. Ein Soldat müsste aufpassen, sie beschützen und durch die Situation führen.

Über 700 ehemalige afghanische Ortskräfte sind bisher nach Deutschland geflohen. Sie als Rollenspieler einzusetzen, wäre sicherlich ein Gewinn für beide Seiten. Spreche ich darüber mit ehemaligen Ortskräften, erhalte ich eine ähnliche Einschätzung. Ein afghanischer Sprachmittler erlebte ein Gefecht an der Seite deutscher Fallschirmjäger. Die Soldaten waren ganz mit sich und dem Gegner beschäftigt. Überfordert von seinem Nachtsichtgerät warf er sich schließlich zu Boden und hoffte auf das Beste. Danach war die Angst sein ständiger Begleiter bei der Arbeit.

Wie löst die Bundespolizei das Problem? Es ist in der Öffentlichkeit kaum bekannt, dass deutsche Polizistinnen und Polizis-

ten in 15 Missionen weltweit eingesetzt sind. Dazu kommen die Einsätze an Europas Grenzen für die Grenzschutzagentur FRONTEX sowie bilaterale Projekte. Über 50 Landes- und Bundespolizisten sind beispielsweise in Afghanistan im Einsatz, um Sicherheitskräfte auszubilden. Um sich in Kabul oder Masar-e-Scharif fortzubewegen, fahren die Polizistinnen und Polizisten meist nur zu zweit raus. Was im Ernstfall auf sie zukommen kann, wird so realitätsnah wie möglich trainiert.

Ressortübergreifende Kooperation

Wenige Monate später sitze ich also in einem gepanzerten Jeep. Der Ausbilder haut auf die Windschutzscheibe, das ist das Signal. Wir sind angesprengt und die Beinarterie meiner Kollegin ist durchtrennt. Ich binde ihr Bein ab, klappe ihren Sitz nach hinten, krabbele auf die Rückbank und ziehe. Nichts bewegt sich. Der Ausbilder brüllt: „Das muss schneller gehen!“ Meine Kollegin trägt eine 13 kg schwere Schutzweste, genau wie ich. Der Ausbilder simuliert Gewehrfeuer und trommelt auf die Scheibe. „Schneller!“ Beherzt reiße ich sie zu mir, hae die Tür auf. Ein kurzer, prüfender Blick nach draußen, dann rumpele ich mit ihrem Körper aus dem Fahrzeug. In der Realität würde es erst jetzt knifflig werden.

Diese Erfahrung bringt mich näher an das, was man internationale Verantwortung nennen kann und wovon Deutschland mehr übernehmen will und soll. Auf der Münchner Sicherheitskonferenz 2014 sprach Bundespräsident Joachim Gauck davon, dass „wir Deutschen [] auf dem Weg zu einer Form von Verantwortung [seien], die wir noch wenig eingeübt haben“. Was damit gemeint ist, wird mir langsam klar. Insbesondere die ressortübergreifende Zusammenarbeit stellt uns noch vor Herausforderungen. Wie gut kennen sich eigentlich deutsche Polizisten, Soldatinnen und

Was im Ernstfall auf Bundeswehr und Polizei zukommen kann, wird so realitätsnah wie möglich trainiert

Zivilisten, die oft in den gleichen Missionen arbeiten? Die Vorbehalte sind groß, die Kenntnisse voneinander oft klein.

Dieser Abgrenzung muss entgegenge- wirkt werden. Eine Möglichkeit dazu bietet die Trainingspartnerplattform. Hier begegnen sich im Schwerpunkt das VNAusbZBw, die Bundespolizeiakademie und das Zentrum für internationale Friedenseinsätze. Es werden Kurse angeboten, die die Vertreterinnen und Vertreter gemeinsam auf die Herausforderungen in Auslandseinsätzen vorbereiten sollen. In einem dieser Kurse lernen die Teilnehmerinnen und Teilnehmer, wie sie lokale Sicherheitskräfte am besten beraten. Zwei ehemalige afghanische Polizisten mimen einen General und einen Übersetzer. Mit landestypischen Requisiten, Tee und Gebäck wird das Schauspiel schnell authentisch. Mal ist der General freundlich, mal stur, mal ignoriert er die Polizistin, weil sie eine Frau ist. Damit um-

zugehen und insbesondere zu einem Team mit dem Übersetzer zu werden, lernen die Teilnehmer. Hier scheint auf einmal alles zusammenzukommen: die Ortskräfte und die Vertreter der verschiedenen Ressorts.

Von diesen Kursen müsste es noch viel mehr geben, und sie müssten ausgewogener besetzt werden. Denn hier begegnen sich diejenigen, die im Einsatz an einem Strang ziehen müssen. Beim Militär ist die eigene Identität besonders stark ausgeprägt, was nicht zuletzt die besondere Sprache und das Erscheinungsbild zeigen. Die Polizei bringt einen umfangreichen Erfahrungsschatz aus dem deutschen Alltag sowie aus internationalen Missionen mit. Und die zivilen Kräfte sind oft jahrelang in weit entfernten Konflikten tätig. Nicht voneinander zu lernen, wäre eine Verschwendung all dieser bisherigen Anstrengungen. • •

Nadine Düe beschäftigte sich u.a. in Abuja mit der Einbindung lokalen Personals in Friedenseinsätze.

Realitätscheck notwendig

Es gibt gute Gründe für eine engere Zusammenarbeit zwischen EU und NATO. Doch noch immer stehen ihr viele Hindernisse entgegen. Es liegt an den Mitgliedstaaten, die politische Blockade zu beenden.

Von Lucie Hauptenthal

Die Naval Station Norfolk im US-Bundesstaat Virginia gilt als größte Marinbasis der Welt und ist Heimat des Allied Command Transformation Headquarter der North Atlantic Treaty Organization (NATO). Fern von den politischen Querelen in Brüssel werden hier zukünftige Bedrohungsszenarien analysiert und Möglichkeiten für die Weiterentwicklung der NATO diskutiert. Ich fuhr jeden Tag mit dem Fahrrad

auf die Militärbasis, um mich insbesondere mit der strategischen Partnerschaft zwischen NATO und Europäischer Union zu beschäftigen. Damit war ich gleich in zweierlei Hinsicht ein Paradiesvogel.

Die Sinnhaftigkeit einer engen Kooperation zwischen EU und NATO steht trotz einer gewissen institutionellen Konkurrenz außer Frage. Mit 22 (nach einem Brexit 21) überlappenden Mitgliedstaaten und einer